

Eine tapfere Schneiderin

Sie erzählt ihr Leben ohne Bitterkeit: Warum Müzeyyen Türk aus Recklinghausen nicht vorhat, in Rente zu gehen VON ERIK HLACER

Ich hatte mir eine neue Hose gekauft, deren Ende auf meinem Fuß herumschlabberte wie eine Stoffpütze. Es muss vor der Pandemie gewesen sein. Ich wohnte noch zu Hause, und meine Mutter sagte: Geh doch zu Frau Türk.

Frau Türk war einst die Schneiderin neben meinem Kindergarten gewesen. Ab und zu hatte sie mit uns gespielt. Aber inzwischen hatte ich nicht einmal mehr ein Gesicht vor Augen.

Ihre Tür stand offen. Frau Türk saß hinter ihrer Nähmaschine. Sie musterte mich mit großen braunen Augen. Kurze graue Locken thronten auf ihrem Kopf. Das Radio dudelte laut vor sich hin. Hinter ihr hingen künstliche Tannenzweige und eine Weihnachtsglocke. Es war Sommer.

Sie deutete auf eine Ecke mit Vorhang. Als ich mit der zu langen Hose aus der Umkleidekabine kam, bat sie mich, die Hose unten umzuschlagen. Sie könne sich nicht mehr gut bücken. Unbeholfen schlug ich den Saum um. Dann bückte sie sich trotzdem, ächzte, und steckte eine Nadel durch den Stoff.

»Vier Euro«, sagte sie. Ich gab ihr einen Zehner, nahm den Abholschein und ging.

Irgendwas an dieser Begegnung ließ mich nicht los. Dass sie sich bücken musste, obwohl es ihr offenbar wehtat. Dass sie überhaupt noch dasaß in dem kleinen Laden in der Dortmunder Straße in Recklinghausen. Dass sie arbeitete. Müsste sie nicht längst im Ruhestand sein?

Seit diesem Tag ging ich immer zu ihr, wenn mir ein Kleidungsstück zu lang war. Und jedes Mal fragte ich mich ein bisschen mehr, warum sie sich das antat. Reichte ihre Rente nicht? Gab es einen anderen Grund?

Bis ich sie eines Tages fragte.

Frau Türk schaute mich an, als würde sie die Frage nicht verstehen. »Meine Finger sind noch gesund«, sagte sie.

Ich fragte weiter, jedes Mal, wenn ich zu ihr in den Laden kam. So verging ein halbes Jahr. Eines Tages bot sie mir das Du an. Aus Frau Türk wurde Müzeyyen. Und Müzeyyen erzählte beim Kaffee, sie erzählte, während sie nähte. Manchmal hatte sie Tränen in den Augen. Ihre Geschichte ist die Geschichte einer Frau, die sich ihren Platz erkämpfen musste in einer Welt, die lange andere Pläne für sie hatte.

Manches weiß sie nicht mehr. Zum Beispiel ihr Geburtsdatum. Geboren wurde sie in einer kleinen türkischen Stadt am Schwarzen Meer, die heute Gökçebey heißt. In ihrem Pass steht der 1. Januar 1949. Doch das ist ein Platzhalter deutscher Behörden. Eigentlich sei sie ein bisschen älter.

Ihr Bruder kam ein paar Jahre nach ihr zur Welt. Kurz darauf wurde ihr Vater krank. Er war Seemann. »Die Gummistiefel waren schuld«, glaubt Müzeyyen. Sie spricht von Knochenkrebs, doch wahrscheinlich war es eine Knocheninfektion, begünstigt durch Nässe und Kälte. Sein Zustand verschlechterte sich schnell. Er machte ins Bett, erinnert sich Müzeyyen. Ihre Mutter gab ihn in Pflege. Das hat Müzeyyen ihr nie verziehen.

Plötzlich stand ein neuer Mann im Haus der Mutter. Er war Obsthändler, kam vom Dorf und verbot ihr alles, was sich für Mädchen angeblich nicht gehörte. Müzeyyen durfte nicht Fahrradfahren lernen, keinen Hula-Hoop-Reifen um die Hüfte kreisen lassen. Bloß mit anpacken musste sie, als er um drei oder vier Uhr nachts mit dem Lieferwagen ankam und die Melonen oder Kürbisse ausgeladen werden mussten. Die Arbeit war immer da.

Mit 14 oder 15 wollte sie Polizistin werden, vielleicht auch Lehrerin. Doch ihr Stiefvater ließ sie nicht zur Aufnahmeprüfung gehen. Stattdessen sollte sie ihm die Füße waschen, den Haushalt machen, früh heiraten.

»Ich wollte nicht mehr leben«, sagt sie. Im Keller, wo die Säcke mit Zwiebeln, Kartoffeln und Reis lagerten, lag auch das Rattengift. Eine Woche lang passierte nichts. Dann bekam sie unerträgliche Schmerzen in den Beinen, in den Füßen, gefühlte Messersstiche im Unterleib. Kurz darauf fielen ihr büschelweise die Haare aus.

Ihr Onkel, ein Arzt, brachte sie nach Ankara. Zwei Stunden dauerte die Taxifahrt. Zwei Monate lag sie im Krankenhaus. »Jeden Tag habe ich 40 Spritzen bekommen«, erzählt sie. Ihr Körper habe sich an den Einspritzstellen angefühlt wie Beton.

Als es ihr besser ging, kaufte der Onkel ihr eine Perücke und nahm sie mit zu sich

nach Hause. Du nährst doch so gerne, soll er gesagt haben und meldete sie in einer Nähsschule an.

Das war eine schöne Zeit, erinnert sich Müzeyyen. Sie freundete sich mit ihrer Cousine an, ihre Haare wuchsen wieder, lang und schön. Sie weigerte sich, ein Kopftuch zu tragen. Sechs Jahre lang lernte sie das Handwerk, das ihr niemand mehr nehmen würde.

Doch nicht alles war unbeschwert. Ihre Eltern besuchten sie immer noch jede Woche. Mit 18 musste Müzeyyen heiraten. Sie liebten einander nicht. Es sei eher eine Art Freundschaft gewesen, erzählt Müzeyyen.

Sie hat Freudentränen in den Augen, wenn sie erzählt, wie sie dem zwölf Jahren alten Bruder ihres Mannes aus ihrem alten roten Morgenmantel eine Uniform für einen Feiertag zu Ehren Atatürks nähte. Der Junge sei überglücklich gewesen.

Ihr Mann schwärmte von Deutschland. Sie solle dorthin gehen und ihn nachholen. Müzeyyen bewarb sich über das Arbeitsamt und bekam eine Stelle in einer Elektrofabrik in Solingen. Dort kam sie am 30. August 1968 an.

Müzeyyin mochte die deutsche Freizügigkeit. »Ich habe Minirock getragen«, sagt sie. Sie fand die Menschen freundlich, sie brachten ihr erste deutsche Wörter bei. Malochen zum Beispiel. Müzeyyin schaffte es, ihren Chef zu überreden, auch ihren Mann anzustellen. Wenig später zogen die beiden in eine gemeinsame Wohnung.

Doch aus dem Freund wurde mit den Jahren jemand, den Müzeyyen kaum noch wiedererkannte. Ihr Mann gab das gemeinsame Geld für Alkohol und Glücksspiele aus, traf andere Frauen. Einmal würgte er sie nachts aus dem Schlaf und verlangte Geld. Nachdem Müzeyyen die Polizei gerufen hatte, bekam ihre Wohnungstür ein neues Schloss. Ihr Mann habe draußen gestanden und geschrien.

1975 reiste Müzeyyen in die Türkei, um sich scheiden zu lassen, und dort blieb sie erst einmal. In Gökçebey machte sie sich mit einem kleinen Laden selbstständig. Sie verkaufte Bettwäsche, Hochzeitskleider, Blusen und Unterwäsche – alles selbst genäht – und beschäftigte zehn Mitarbeiterinnen. »Andere Frauen essen, trinken, schlafen. Ich nicht. Ich habe Modelle gemalt.« Schnittmuster brauche sie keine, sagt sie und zeigt auf ihren Kopf. Da sei alles drin. Das mache eine gute Schneiderin aus. »Messen. Zack, zack, zack, schneiden.«

Während sie von ihrem Leben erzählt, nährt Müzeyyen. Ihr Kopf wippt im Takt der Maschine mit. Ihre Augen fixieren den Nähfuß, unter dem sie den Stoff langsam hindurchführt. Am Ende der Naht zieht sie am Hebel auf der Rückseite der Maschine. Der Nähfuß löst sich, sie dreht den Stoff, senkt den Hebel wieder, als spiele sie seit Jahrzehnten das gleiche Stück.

Damals, Ende der Siebzigerjahre, fuhr sie nach Istanbul, Bursa und Izmir, nahm Aufträge an und verkaufte ihre Modelle.

Doch allein wurde ihr das Geschäft zunehmend zu viel. Immer wieder dachte sie an Deutschland.

Eines Tages im Jahr 1980 traf sie Christa, die Schwägerin ihres Ex-Mannes, in Istanbul auf der Straße. Sie war gerade im Urlaub. Christa fragte, ob Müzeyyen nicht mitkommen wolle nach Deutschland. Das sei Schicksal gewesen, sagt Müzeyyen heute.

In der Zeitung entdeckte sie die Anzeige eines Herrn Türk aus Datteln, der eine Aushilfe für seine Pommesbude suchte. Müzeyyen brauchte Arbeit, 6,50 Mark die Stunde klangen gut. Sie rief an und sprach türkisch. »Er hieß ja Türk«, sagt sie und lacht. Rudolf Türk verstand kein Wort. Trotzdem bekam sie die Stelle, kümmerte sich schon bald um seine beiden Kinder – und heiratete schließlich den Mann mit den beliebten Frikadellen.

Am Anfang habe sie ihn geliebt, sagt Müzeyyen. Die beiden Kinder, die er aus erster Ehe mitbrachte, Uli und Susanne, waren Teenager. Besonders zu Uli entwickelte Müzeyyen ein enges Verhältnis. Sie spielten *Mensch ärgere Dich nicht*. Er nannte sie Mama.

1982 brachte Müzeyyen einen eigenen Sohn zur Welt – Dennis. Während sie sich um ihn kümmerte, begann ihr Mann Rudolf im Imbiss Asbach Uralt aus der Flasche zu trinken, so erzählt sie es. 1983 ließen sie sich scheiden. Müzeyyen war wieder allein – fest entschlossen, für ihr Kind aufzukommen.

Als Dennis sechs Jahre alt war, wurden zwei Tumoren in seinem Gehirn ent-

deckt. Zwei Monate lag er im Krankenhaus in Dortmund. Dennis überlebte, wurde aber nicht gesund. Heute lebt er in einem Heim. Wenn Müzeyyen von Dennis spricht, betont sie, wie intelligent er war. Und dass es ihr leidtue, dass er nicht arbeiten könne. Es ist einer dieser Sätze, die zeigen, wie sie auf die Welt blickt.

Sie selbst arbeitete in Kleiderfabriken, in einer Fernsehfabrik, später kellnerte sie in einem Restaurant. Und immer nähte sie nebenbei. Für die Vorarbeiter der Fernsehfabrik schniderte sie zu Hause Blusen und Kleider, für eine Bluse bekam sie 40 Mark. Nähen war für Müzeyyen die würdevolle Möglichkeit, sich selbst etwas zu erschaffen.

In Recklinghausen, wo sie inzwischen lebte, brachte sie ein kleines Schild an ihrer Wohnung an: »Damenschneiderei«. Männer sollten nicht zu ihr kommen. Später meldete sie ein Gewerbe an. Der Laden war direkt neben meinem Kindergarten.

Jedes Jahr am letzten Tag vor den Weihnachtsferien schlüpfte sie in einen roten Mantel und kam in den Kindergarten, zum »Ho-ho-ho-Machen«, wie sie sagt. Dann las sie aus ihrem »goldenen Buch« vor und lobte die Kinder. Das Buch liegt noch heute in ihrem Laden. Darin ist auch ein Eintrag über einen kleinen Erik, der gern Fußball spielt.

Die türkischen Nachbarn hätten gefragt, wieso ausgerechnet sie sich als Weihnachtsmann verkleide. Warum nicht? »Das war doch für die Kinder«, sagt sie. Und außerdem eine gute Werbung. Die Eltern und

Kinder von damals kommen noch immer zu ihr, auch wenn ihre Schneiderei längst umgezogen ist.

Gegenüber von Müzeyyens Nähmaschine steht ein roter Stuhl. Früher saß dort oft ihr Stiefsohn Uli und erzählte von seiner Frau, die ihn betrogen hatte. Dann kam Uli eines Tages ins Krankenhaus, eigentlich nur wegen einer harmlosen Ohrenoperation. Dort fing er sich ein Virus ein und wachte nicht mehr aus dem Koma auf. Ein Arzt bat sie, mit ihm zu sprechen. Als er ihre Stimme hörte, seien Tränen über seine Wangen gelaufen, sagt Müzeyyen. Wenig später war er tot.

Wenn Müzeyyen Türk heute von ihren Angehörigen erzählt, fällt immer wieder derselbe Satz. »Die haben Pech gehabt.« Sie sagt es ohne Bitterkeit. Ihr Vater wurde krank, Uli starb nach einer harmlosen Operation, Dennis bekam als Kind Tumoren im Gehirn. Müzeyyen weiß, dass manche Dinge sich nicht mehr ändern lassen. Aber sie findet, dass man am nächsten Morgen trotzdem aufstehen muss. Das hat sie immer getan, nach den Scheidungen, nach der Gewalt, nach den Schicksalsschlägen, den Neuanfängen. Wenn etwas zu Ende ging, fand sie etwas, das weiterging. Meistens war das: arbeiten.

Wie lange will sie das noch? Wie lange kann sie?

Müzeyyen merkt, dass ihr Körper nicht mehr alles mitmacht. Die 600 Meter von ihrer Wohnung zum Laden fährt sie inzwischen mit dem Auto. Manchmal, beim Einfädeln, spürt sie ihren Blutzuckerspiegel. Dann trübt sich ihr Blick, und das Nadelöhr verschwimmt vor ihren Augen. Die Kekse und Pralinen, die ihr die Leute mitbringen, darf sie nicht essen.

Vor 14 Jahren teilte ihr die Deutsche Rentenversicherung mit, dass ihre Regelaltersrente bei 97,98 Euro im Monat liege. Inzwischen bekommt sie mithilfe zusätzlicher Anträge knapp 400 Euro. Zusammen mit dem Geld aus der Schneiderei reicht ihr das. Urlaub hat sie seit zwei Jahren nicht gemacht. Lange Reisen seien anstrengend geworden. Und im Laden sei immer was los. Jemand kommt und legt eine Hose auf den Tisch, trinkt einen Kaffee, beschwert sich über seinen Partner oder erzählt, was die Kinder machen. Zu Hause, da sei nur ein Fernseher.

Irgendwann, sagt sie, werde sie vielleicht nicht mehr arbeiten können. Was dann komme, wisse sie nicht. Zum Sozialamt zu gehen, kann sie sich nur schwer vorstellen. Ihr Erspartes aufbrauchen will sie nicht. Aber noch seien ihre Finger ja gesund, wenn auch vielleicht etwas langsamer als früher.

Nicht alle kommen mit Müzeyyens Tempo zurecht. Aber viele Kunden sind geduldig. So auch eine Frau, die anruft, um sich zu erkundigen, ob die Sachen ihres Mannes schon fertig sind.

Müzeyyen lacht laut auf: »Komm lieber nächste Woche.«

Anruferin: »Noch 'ne Woche später?«

Müzeyyen: »Ja, sicher. Ich nehme immer drei Wochen.«

»Es sind schon drei Wochen um.«

»Jetzt vier«, sagt Müzeyyen.

Beide lachen.

Müzeyyen spricht gern über ihre Kunden. Aus ihrem Mund klingen sie alle wichtig. Die Edeka-Filalleiterin. Der Pastor. Der Elektriker der Stadt Recklinghausen, der sich um die Ampelschaltungen kümmert und »aus Rot Grün macht«.

Als sie mir den Schlüsselanhänger zeigt, den ihr ein ehemaliges Kindergartenkind mal aus Irland mitgebracht hat, muss ich an das amerikanische Kinderbuch *Dienstags bei Morrie* denken. Darin besucht ein ehemaliger Student seinen alten Professor, der unheilbar krank ist und nicht mehr lange zu leben hat. Nach und nach kommen immer mehr Menschen vorbei, die ihm früher einmal begegnet sind. Menschen, denen er zugehört, geholfen oder einfach das Gefühl gegeben hat, dass ihre Geschichten wichtig sind.

Viele, die Müzeyyen besuchen, haben gar nichts zum Kürzen dabei. Die Frau, die früher neben dem alten Laden gewohnt hat, zum Beispiel. Oder die Frau, die ihr spezielle Pflaster gegen die Ischiaschmerzen bringt.

Vor Kurzem kam ich mit einem zu langen Hemd zu Müzeyyen. Wir schauten, maßen, steckten Nadeln mit bunten Köpfen in den Stoff.

Müzeyyen hustete, und ich fragte, ob sie erkältet ist.

»Allergisch gegen Männer«, antwortete sie.

»Ist es okay, wenn ich erst in vier Wochen wiederkomme?«

Müzeyyen schaute kurz auf. »Von mir aus kommst du in einem halben Jahr.«



Müzeyyen Türk in ihrer Schneiderei. Sie weiß nicht genau, wie alt sie ist, wahrscheinlich um die 80, und sie arbeitet noch immer in ihrem Laden in der Dortmunder Straße